

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**  
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris  
(Institut historique allemand)  
Band 23/2 (1996)

DOI: 10.11588/fr.1996.2.60102

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

dersetzungen, Publikationen etc. offenbaren. Das Beispiel gewinnt Kontur durch die mit ausgewertete Autobiographie, in der Morellet Erfahrungen mit dem revolutionären Terror als neuer Form von Öffentlichkeit verarbeitet, die einen Bruch mit seinem aufklärerischen Verständnis überdeutlich machen.

Insgesamt bietet das Buch Bausteine zu der mittlerweile durch sozialgeschichtliche Arbeiten von Farge und Gestrich weit vorangetriebenen Debatte um Geselligkeit und Öffentlichkeit. G. ist methodisch unentschieden zwischen Höhenkamminterpretationen (viel Proseminaristisches zu Pufendorf und Hobbes) und Begriffsgeschichte (ohne angemessenes Quellenkorpus), ignoriert (vorsätzlich?) Foucaults Diskurstheorie (wenn G. dann auch Publikationen mit Breitenwirkung bevorzugt untersucht) ebenso wie »Kritik und Krise« von Koselleck, arbeitet sich statt dessen an Habermas ab, ohne die Diskussionen in der Folgezeit zu kennen, und endet schließlich im Allgemein-Menschlichen. Offenbar nicht vorhandene deutsche Sprachkenntnisse erweisen sich in diesem Fall als sehr fatal. Insgesamt ist es eine mühselige Lektüre ohne Zwischenzusammenfassungen; die wenig klare Fragestellung nach dem »ideologischen Raum« verführt zu Abwegen, bei denen sich der Rezensent immer wieder fragte, was der Zusammenhang mit dem Thema sein könnte. In dieser Buchreihe ein eher enttäuschendes Werk.

Martin DINGES, Stuttgart

Jean-Marc MORICEAU/Gilles POSTEL-VINAY, *Ferme, Entreprise, Famille. Grande exploitation et changements agricoles. Les Chartiers XVII<sup>e</sup>–XIX<sup>e</sup> siècles*, Paris (Editions de l'École des Hautes Etudes en Sciences Sociales) 1992, 397 S.

Die Klasse der Großpächter ist nicht zuletzt durch die Arbeiten von Jean-Marc Moriceau (Mitautor des zu besprechenden Bandes) wieder in den Mittelpunkt des historischen Interesses getreten. Galten sie zunächst als Exponenten des agrarischen Fortschritts, so war es später auch *ihr* Immobilismus, der für die (vermeintliche?) Stagnation der französischen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert mitverantwortlich gemacht wurde. Das vorliegende Buch relativiert beide Urteile. Es handelt von einer im Pariser Becken aktiven Großpächterdynastie, den Chartiers. Sie waren vorwiegend in Le Plessit-Gassot begütert, einem Dorf, das schon früh durch Claude Brunet in einer vorbildlichen Lokalstudie behandelt wurde. Die Autoren können an diese Ergebnisse anknüpfen und überdies eine Familienüberlieferung nutzen, die als Glücksfall bezeichnet werden kann. Die Pächterdynastie hat mehrere Anschreibebücher hinterlassen, das erste für den Zeitraum von 1690 bis 1694, das zweite von 1735 bis 1753 (mit Auslassungen), schließlich für das Ende des 18. und Teile des 19. Jahrhunderts. Aus letzterem werden im Anhang einige Passagen abgedruckt.

Der methodische Neuansatz besteht in der konsequenten Kombination von Familien- und Wirtschaftsgeschichte, wobei zunächst erstere ausführlich thematisiert wird. Die Chartiers waren eine der wenigen Familien, die den Hundertjährigen Krieg und die Agrarkrise der 1440er Jahre gut überstanden hatten. Als offenbar tüchtige Bauern besaßen sie das Vertrauen des Grundherrn, der sie als Domänenpächter und Zehnterheber einsetzte, eine Art Meier. Anfangs auf Kredite aus der Verwandtschaft und der Seigneurie angewiesen, gelang es ihnen im Verlauf des 16. Jahrhunderts, ihre Position zu festigen, ihre Heiratskreise in der gleichen sozialen Schicht und schließlich auch in städtisches Milieu hinein zu erweitern.

In dieser frühen Zeit war freilich auch der Ruin allgegenwärtig: ein früher Tod, unversorgte Kinder, eine Baisse der Getreidepreise, Pachtrückstände konnten zum abrupten Ende von Familienkarrieren führen. Nachdem die Tiefpreisphase und die kriegsbedingte Stagnation im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts überwunden waren, war der Aufstieg hingegen kaum noch aufzuhalten, am ehesten noch im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Das sind freilich bekannte Konjunkturtatsachen. Im ersten Teil des Buches werden sie geschickt mit individuellen und kollektiven Familienschicksalen verbunden. Es gab – wie auch

im bäuerlichen Milieu – zwei Hauptprobleme: die Versorgung der Alten und die Unterbringung der zahlreichen Kinder. Erst dann – und das ist eine der zentralen Botschaften des Bandes – konnte an eine wirtschaftliche Expansion gedacht werden. Zuvor war noch der keineswegs niedrige Pachtzins zu entrichten.

Besonders bei der Plazierung der Kinder konnten die Pächter Strategien entwickeln, die die Möglichkeiten von Bauernfamilien überschritten. Schon im späten 17. Jahrhundert ist ein Ansteigen der Bildungsausgaben zu beobachten, die dann das 18. Jahrhundert hindurch linear wachsen. Den weichenden Geschwistern (obwohl die Möglichkeit der Realteilung bestand, waren die Chartiers im Einvernehmen mit den Eigentümern an geschlossener Übergabe interessiert) wurde auf diese Weise nicht nur ein bisweilen komfortables Leben ermöglicht, es begannen sich auch die Horizonte der Pächterfamilie auszuweiten. Nicht nur städtische Händler, auch Notare, Geistliche und Nonnen finden sich unter den Nachkommen der Pächter.

Sie behielten Kontakt zu ihren ländlichen »Wurzeln«. Darin lag auch ein weiterer Sinn der Bildungsinvestitionen verborgen. Der Pfarrer aus der Dynastie schloß Ehen, der Notar beglaubigte Käufe und Verkäufe, der Kaufmann sondierte den städtischen Markt, die Nonne schließlich trat in den Ursulinenkonvent ein, von dem die Chartiers einen Großteil ihrer Ländereien gepachtet hatten. Auf diese Weise gelang es den Pächtern, Sozialkapital zu akkumulieren, das sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts sogar als entscheidend für den wirtschaftlichen Erfolg erweisen sollte.

Die agrargeschichtliche Analyse im engeren Sinne, beginnend mit dem Anschreibebuch von 1690, scheint zunächst die Immobilismus-These zu erhärten. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts stiegen die Getreideerträge nicht an, der Bestand an Kühen und Rindern – ohnehin nicht überwältigend – nahm eher ab als zu, die Schafherde wurde im Sommer aufgebläht und im Winter auf das Nötigste reduziert. Auch von der Marktmacht eines Großproduzenten ist im 17. Jahrhundert wenig zu erkennen. Zwar sind hohe Gewinne in Krisenjahren charakteristisch, sie entsprachen aber eher der Natur der Sache als spekulativer Terminierung der Verkäufe. Staatliche Marktregulierungen taten ein übriges. Trotz der Bevölkerungsexplosion in der Hauptstadt änderte sich daran auch im 18. Jahrhundert nicht viel.

Die Chartiers scheinen zunächst das Beste daraus gemacht zu haben. Da die Marktverhältnisse schwer zu beeinflussen waren, suchten sie »die Kosten« zu senken. Der Eindruck der Immobilität ist also nur Schein. Das späte 17. und das 18. Jahrhundert ist gekennzeichnet vom Bestreben nach Arrondierung und Flurbereinigung, und tatsächlich konnten erhebliche Skalenvorteile erreicht werden. Die Arbeitsproduktivität nahm mit der Flächenzusammenlegung zu, der Stamm an ständigen Arbeitskräften reduzierte sich von 9,3 (Ende des 17. Jahrhunderts) auf 8,1 (Ende des 18. Jahrhunderts) pro Hektar. Zwar kein Immobilismus, aber doch »histoire lente«.

Auch hier trägt der Schein. Zunächst paßt nicht in das Bild, daß sich trotz Stagnation bzw. Rückgang der Rindviehbestände die Nährstoffbilanzen verbesserten. Waren 1690 nur 80% des Winterfeldes gedüngt, waren es ab etwa 1740 immer 100%. Dahinter verbirgt sich letztlich geradezu eine Explosion der Geschäftstätigkeit, die im wesentlichen François Chartier zuzuschreiben ist. Ohne den stagnierenden Getreidemarkt aus den Augen zu verlieren, begann er um 1730 ein neues Geschäft: die Lieferung von Heu, Stroh und Hafer an die Pferde der Stadt, deren Anzahl noch stärker als die der Bevölkerung gewachsen war.

Freilich war der Futtermarkt bald ähnlichen Beschränkungen wie der Getreidemarkt unterworfen. Hier kam ein Jurist aus der Familie zu Hilfe. Er vermittelte dem Landwirt direkte Verbindungen mit seinem Dienstherrn, einem hohen Beamten bzw. dessen Pferdeställen. Es gab noch ein zusätzliches Problem. Mit dem Stroh (und indirekt auch dem Heu) wurde dem Betrieb Dung entzogen. Dem begegnete François zunächst mit verstärkten Bemühungen um die Schafhaltung. So besorgte er sich im Frühjahr Schafe z. B. aus der Beauce (ca. 100 km entfernt), um sie im Herbst wieder zu verkaufen. Dies reichte jedoch bei weitem nicht aus, um

den dokumentierten guten Dungzustand zu erreichen. Letztlich nutzte er eine Kalamität des vorstädtischen Pferdestalls. Auf dem Rückweg auf die *Ferme* wurde der Wagen mit Pferdemit beladen, dessen »Entsorgung« dem Beamten Schwierigkeiten machte, der (hochwertige) Dung wurde also »außerbetrieblich« produziert. Schließlich gelang es François noch, als er der wachsenden und unregelmäßigen Nachfrage wegen seiner prekären Transportkapazitäten nicht mehr nachkommen konnte, die Kunden gegen ein nur geringes Entgelt zur Übernahme der Transportleistung zu bewegen. Eine Art »Teilbetrieb« also.

Das »goldene« 18. Jahrhundert der Chartiers basierte zunächst also auf Rationalisierung und der Ausnutzung von Marktchancen mit einer geschickten Verlagerung der Akzente. Hinzu kamen niedrige Löhne im Umkreis der Metropole sowie extrem mobile und disponible Arbeitskräfte. Die Revolution mit ihrer (freilich nur latenten) Aversion gegen den Großbesitz konnte man daher über sich ergehen lassen, zumal in Le Plessis-Gassot, wie schon bei Brunet nachzulesen, im Gegensatz zu anderen Gemeinden Beschwerden gegen Großpächter nicht artikuliert wurden. Die *loi agraire* kam ohnehin nicht zustande, stattdessen konnten die Chartiers die ehemals zu hohen Zinsen gepachteten Kirchenländer nahezu vollständig als Nationalgüter erwerben.

Der weitere Aufschwung wurde im 19. Jahrhundert freilich gebremst. Weniger durch die Nachwirkungen aus den Landkäufen (die waren zu den bekannt guten Bedingungen getätigt und schnell überwunden) als durch die Verteuerung der Arbeitskräfte zunächst im Gefolge der Kriege, dann einer bescheidenen Industrialisierung. An die Einführung arbeitsintensiver moderner Kulturen war demnach nicht zu denken, eher an weitere Einsparungen, z. B. in der Milchproduktion. Dennoch gelang es den Chartiers, die Erwerbungen des 18. Jahrhunderts zu halten, während risikofreudige Unternehmer – wie eine Nebenlinie in einem Nachbarort – schnell den Ruin erlebten.

Im Kern bestätigt die Arbeit die aus dem Makrobereich bekannten konjunkturellen Entwicklungen. Sie ist jedoch ein hervorragendes Beispiel, wie solche in einer Mikrostudie an Plastizität gewinnen können, durch die v. a. die mobilen, »fortschrittlichen« Elemente des 18. Jahrhunderts als »Agrarrevolution vor der Agrarrevolution« auch qualitativ in neuem Licht erscheinen können. Vergleiche mit englischen Situationen (London Transport) liegen auf der Hand.

Überzeugend auch die Integration von Wirtschafts- und Familiengeschichte, die zu einem tieferen Verständnis des Wortes »Familienunternehmen« führt. Freilich wären einige Redundanzen auf dem Gebiet der Familiengeschichte zu vermeiden gewesen. Andererseits hätte die Stellung der Chartiers als »coques« in der Gemeinde stärker akzentuiert werden können. Hier ist man auf die Studie von Brunet verwiesen.

Werner TROSSBACH, Witzenhausen

Detlef DÖRING, Frühaufklärung und obrigkeitliche Zensur in Brandenburg. Friedrich Wilhelm Stosch und das Verfahren gegen sein Buch »*Concordia rationis et fidei*«, Berlin (Duncker & Humblot) 1995, 136 S. (Quellen und Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte, 7).

M. Döring a découvert à Berlin et Potsdam un ensemble de documents relatifs aux poursuites lancées contre l'unique ouvrage de Friedrich Wilhelm Stosch, sa »*Concordia rationis et fidei*«, petit livre condamné et brûlé à Berlin au printemps de 1694, et à la procédure entreprise à Francfort-sur-l'Oder contre les libraires coupables d'avoir diffusé l'ouvrage. Ces documents sont édités aux pp. 82–110, ils sont précédés de six chapitres où l'A. étudie la fortune de la »*Concordia*«, qu'une longue tradition qualifie de »spinoziste« (I); retrace la vie du Stosch et le procès dirigé contre lui (II); étudie l'arrière-plan confessionnel et théologique de ce procès (III). M. Döring évoque ensuite les adversaires de Stosch et la manière dont il se